

Stuttgarter Rechtsanwalt Dr. Arnulf Klett (†) eingesetzt. Am 8. Juli kommt Stuttgart zur amerikanischen Besatzungszone. Stuttgart wird Hauptstadt des Landes Württemberg-Baden und ist seit 1952 Hauptstadt des damals neugebildeten Bundeslandes Baden-Württemberg.

Stadtarchivdirektor Dr. Kurt Leipner, Stadtarchiv Silberburgstr. 191, 7000 Stuttgart

Herbert Günther

Friedrich Schnack zum Gedenken

Der Dichter und Sänger des „fränkischen Seelenspiegels“ († 6. März 1977)

*Licht zu verbreiten, Laternen in der
Finsternis der Zeit anzuzünden: dazu
scheint mir der Dichter berufen zu sein . . .
Dichtung sei heilsam!*

Friedrich Schnack

Immer, wenn ich durch Franken gewandert bin, begleitete mich das herrliche Gedicht „Franken“ von Friedrich Schnack, das mit der Strophe ausklingt:

*Die gute Heimat muß ich feurig preisen:
Hier wohnte Friedrich Schnack in einem kleinen Haus.
Er sah den Main zum fernen Rheine reisen
Und lobte Gott und trank den Weinkrug aus.*

Schon 1936 rühmte ich in meinem Frankenbuch den „Heimatfrohen und Weltseligen“. 1938, zu seinem 50. Geburtstag, veröffentlichte ich meinen ersten Aufsatz über ihn. Beides wurde von ihm herzlich begrüßt. Viele weitere Arbeiten folgten — bis zu diesen Zeilen, fast vierzig Jahre später.

Dreißig Jahre bin ich mit Friedrich Schnack auch persönlich verbunden gewesen. Ein heiterer Anlaß war es, der mich zum ersten Mal unter sein Dach führte: die Hochzeitsreise an den Bodensee. Aber das Jahr 1947 war hart. Auch Schnack schaute nicht unbesorgt in Gegenwart und Zukunft. In Erinnerung an jene magere und doch glückliche Märzwoche unserer Hochzeitsfahrt haben meine Frau und ich Überlingen zwei Jahre später im Sommer wiedersehen wollen. In diesen Monaten schenkte uns Schnack seine Freundschaft. Manchen Abend haben wir bei ihm verbracht und bei seiner gastlichen Frau Edmée. Fast immer war auch der geliebte Sohn Sebastian dabei, dem der Vater das lebenssegnde Gedicht geschrieben hat: „Mein Kind, auf Erden freue dich“. Natürlich versäumte man auch nicht, sich nach dem Befinden der übrigen Hausgenossen zu erkundigen, die zur Familie gehörten: ein Kater, ein Meerschweinchen und ein schwarzes Huhn. Unter der Hand dieses Dichters gesellten sie sich zu ungewöhnlicher Kameradschaft. In seinem Arbeitszimmer sah man außer der Bibliothek eine Schlangenhaut aus Madagaskar, das Nest eines Webervogels aus Bambus und Schilf und große Kästen voller Schmetterlinge. Eine Lupe war immer zur Hand.



Friedrich Schnack (links)
mit Herbert Günther und Elena Günther-Glasunow. Überlingen, August 1949

Doch mit Friedrich Schnack konnte man nicht lange im Zimmer sitzen. Wir haben viele Wanderungen zusammen gemacht. Dabei erlebte ich, welch ein naturkundiger Mann er war. Er kannte jede Pflanze und jedes Tier wie er die Sterne kannte, die er zu deuten vermochte. 1956 wurde er mit dem Adalbert-Stifter-Preis der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald ausgezeichnet. Er hatte sich den Zusammenhang der Schöpfungsbereiche im Universum erschlossen, und alle Kreatur kam ihm entgegen. Die Tiere gesellten sich ihm zu, die Pflanzen gediehen unter seiner Hand. Und im Gespräch streifte er mühelos durch die Räume der irdischen und der kosmischen Welt.

1953 zog er mit seiner Familie nach Lugano. Es traf sich, daß meine Frau und ich dort die ersten Gäste waren. Als wir am übernächsten Tage bei Hermann Hesse in Montagnola am Teetisch saßen und ich erwähnte, welcher neue Nachbar zugezogen sei, war Hesse hocherfreut und rühmte sogleich den „schönen, langen Atem“ des Lyriker Friedrich Schnack. Später sind wir beide nach München gezogen, er aus Baden-Baden, ich aus Paris, und gerne folgte er nun einer Einladung zu einem Spaziergang durch den Perlacher Forst. Kam dabei die Rede auf Bücher, bekannte er entschieden: „Literatur interessiert mich nicht, — nur Dichtung!“ Einmal blieb er auf einem solchen Wege stehen und rief aus: „Die Wirklichkeit ist schon da. Wesentlich ist allein ihre dichterische Gestaltung! Das vergessen die realistischen Schriftsteller.“

Schnack war kein Literat. Vielleicht liegt es auch daran, daß er in unseren vielen Unterhaltungen niemals abfällig über andere Dichter sprach wie es unter Literaten so oft geschieht. Er wußte, wer er war, aber er war, wieder im Gegensatz zu vielen Literaten, nicht eitel. Doktor- und Prüfungsarbeiten wurden in Deutschland und im Ausland über ihn geschrieben, Akademien wählten ihn zum Mitglied, der Bund und das Land Bayern verliehen ihm höchste Auszeichnungen, er sprach nie davon, blieb unverändert auf das Wesentliche gerichtet, auf seine Arbeit, fröhlich und ohne Dünkel.

Friedrich Schnack hat das deutsche Gedicht um neue Töne und Bilder bereichert. In seiner Lyrik klingt die Eichendorff-Welt der Morgenfrühe und des Waldes, aber es ist kein romantisches Posthorn, auf dem er bläst. Seit Max Dauthendey hat keiner die Heiterkeit, die Innigkeit und den Ewigkeitsglanz ihrer gemeinsamen fränkischen Heimat gepriesen wie Schnack, keiner auch wie er die Wunder des Urwalds, doch sein „fränkischer Seelenspiegel“ ist vergeistigter, verfeinerter und geformter. Schnacks Gedichte sind sinnhaft und geistvertieft. Für ihn ist „Lyrik die höchste Kunstart“ und „die kräftigste Zauberformel“. Er ist ein Meister und Magier ihrer Beschwörung. Mehr als sechzig Jahre liegt es zurück, daß im März 1913 sein erstes, schmales Gedichtheft „Herauf, uralter Tag“ sogleich seine unverwechselbare Melodie ertönen ließ, von der „geheimnisvollen Musik“ erfüllt, ohne die für ihn kein Gedicht vollkommen ist. Ein Jahr darauf verschlug der erste Weltkrieg ihn in die Türkei. Am Bosporus fand er die farbenglühenden Bilder und wogenden Klänge für sein entscheidendes Jugend-Gedichtbuch „Das kommende Reich“: sein ihm eigentümliches Sprach-Reich. Später wurde er schlichter, knapper und spruchhaft-weise, blieb aber gleich musikalisch. Schnack ist einer der großen deutschen Lyriker, jenseits von Zeitmoden.

Im unterfränkischen Rieneck am 5. März 1888 — nach seinem Wort einem „Lyrikermonat“ — geboren, besuchte er „als 'möblierter' Schüler“ die Oberealschule in Würzburg, ohne zu ahnen, daß Würzburg ihm als Erstem 1966 den Kulturpreis verleihen würde, 1964 hatte er schon im Städtischen Weinkeller von Hammelburg die Bürgermedaille erhalten. Sein Urgroßvater Kaspar Schnack war ein „walzender Handwerker“ gewesen. Großvater und Vater sind in Weibersbrunn im Hochspessart geboren; dem Großvater, Rodmeister in der Forstverwaltung, verdankt die Gemeinde die äußerst wertvolle Kreuzigungsgruppe von Riemenschneiderschem Rang in der Kirche, die er erwarb und ihr zuwendete. Der Vater wäre gerne Musiker geworden, er mußte Beamter werden, Gerichtsvollzieher. Die Mutter stammte aus Alzenau bei Aschaffenburg, Gartenfreundin wie die Großmutter. Durch den Dienst des Vaters lebte die Familie in verschiedenen fränkischen Städten, so daß Friedrich Schnack sagen konnte: „Meine Jugend verbrachte ich ganz in Franken, in den Sinn-, Saale- und Maintälern, zwischen Spessart, Steigerwald und Frankenwald, in den Obst-, Korn- und Weinregionen von Aschaffenburg, Würzburg

und Bamberg“. Übrigens ist er auch später nie lange seßhaft geblieben. Ich kenne keinen deutschen Dichter, der so oft den Wohnsitz gewechselt hat wie er.

Viele Jahre hat der Enkel von Wiesbauern, Pflanzengärtnern, Glasmachern, „Wald-Bohemiens“, als Angestellter in Handels- und Industriekontoren gesessen, in den Büros von Banken, Genossenschaften, Zeitungen, und er hat diese Zeit nie bedauert, blieb er doch so dem Alltag nahe. Der sensible Poet zeigte sich zeitlebens auf seltene Weise auch kaufmännisch und praktisch begabt, sein Leben zu meistern. 1925 heiratete er Edmée Denso, deren Urgroßvater der Maler Julius Schnorr von Carolsfeld war, und ließ sich zunächst in ihrer Heimat, der Gartenstadt Hellerau bei Dresden, als freier Schriftsteller nieder.

1929 empfängt er den Lessingpreis, 1930 den nur einmal, nur ihm verliehenen Großen Preis der Berliner Akademie der Künste: Er erfüllt sich den Wunsch einer Reise zu seiner Traum-Insel Madagaskar. Franken, den kleinasiatischen Orient und Madagaskar hat Schnack als die Haupteindrücke seines Lebens bezeichnet. Mit seinem Buch „Große Insel Madagaskar“ gelang ihm eine Reise-Dichtung von bleibendem Wert. In diesem Schmetterlingsparadies wurde er auch zum Dichter vom „Leben der Schmetterlinge“. Kein Geringerer als Hugo von Hofmannsthal hat das Schmetterlingsbuch von Schnack besonders gerühmt. Die Falterlegenden „Der Lichtbogen“ gehören zu seinen stärksten Dichtungen.

In seinen Naturdichtungen, in der Geo-Poesie seiner Reisebücher, in seinen poetischen Sachbüchern stecken Fleiß und Kenntnisse eines Gelehrten. Dieser Zug des Natur-Erlebnisses durch Natur-Durchforschung ist goethisch. Gleich Goethe aber blieb Schnack bei aller Wissbegierde Dichter.

In der Reihe der Romane gehören als Entfaltungsromane dreier Lebensalter und Landschaften nebeneinander die Bände „Beatus und Sabine“ aus der Landschaft von Heidelberg und Neckar, „Sebastian im Wald“ aus den Flußgegenden der fränkischen Saale und der Sinn, mit deren Wasser Schnack getauft ist, und „Die Orgel des Himmels“, die zwischen den Hügeln des Mains von Würzburg und Vierzehnheiligen tönt, wo er aufwuchs. Oft ist es die Landschaft Frankens, die er gestaltet; unter dem Städtchen, in dem zwei Jungen die Abenteuer ihrer Ferien in den „Goldgräbern in Franken“ erleben, ist Kronach zu denken, aber auch andere Landschaften hat er immer wieder eingefangen: in der zarten Liebesgeschichte eines jungen Mädchens „Der erfrorene Engel“ die Landschaft Freiburgs und Berchtesgadens, in der „Wundersamen Straße“ verschiedene Teile Bayerns. Doch Schnack ist ebenso wenig nur der Dichter Frankens wie er nur der Dichter des Waldes ist, mag man auch „Sebastian im Wald“, das um Hammelburg spielt, oder „Das Waldkind“ aus dem Bayerischen Wald mit Recht Waldlieder in Prosa oder Wald-Sinfonien genannt haben. Schnack geht es niemals um Heimatliteratur, er hat nach eigenem Worte „immer den Versuch gemacht, die Landschaft als Spiegel des Seelischen aufzubauen, nicht als Kulisse“. Es sind lyrische Romane voller Idylle, Naturmystik, legendärer Märchenhaftigkeit, wobei ihm besonders naturhafte Mädchengestalten glücken. Erst All das zusammen bedeutete ihm sein „Fränkisches Universum“.

„Wer sich für die Dichtung entscheidet, entscheidet sich für das Eingesponnensein“, schrieb Schnack mir einmal als Widmung in eines seiner Bücher. Sein Eingesponnensein schenkte ihm die Kraft, „Wunden zu heilen und Herzen zu trösten“. Sein Lebensgefühl ist rein, ehrfürchtig, weltfromm. Dieser Dichter meint, „Dichtung solle heilsam sein, dem geschundenen Menschen helfen und ihn nicht auch noch schinden“. Für den gehetzten und geängsteten Menschen von heute ist die kraftspendende Wirkung seines stillen, lautlosen Lebens ein Beispiel, sein Werk Wohltat und Lebenselixier, ein Heilschatz des Einfachen. Schnack hat sich selber einmal zugerufen: „Der Dichter muß in die Natur hineingehen, aber wieder aus ihr heraustreten in die Geistwelt, er muß in die Tiefe sinken, doch mit Schätzen beladen emporsteigen“. In diesem Sinne war Friedrich Schnack ein schätzbeladener Zauberer, ein Künster des himmlischen Wunders im Irdischen.

Schnack hat nie auf den zweifelhaften Bestseller-Listen der sogenannten aktuellen Bücher gestanden, die meist so schnell vergänglich sind wie die Mode. Doch sein literarisches Lebenswerk, das wohltuend frei ist von allen äußeren Sensationen, hat ruhig und stetig eine

Verbreitung von mehr als einer Million Exemplaren gefunden. Das bedeutet: viele seiner Bücher haben sich als wertbeständig gezeigt in einer Zeit ständig wechselnder Bewertungen, sie haben mehrere Generationen von Lesern erreicht, was nicht vielen Zeitgenossen beschieden war und ist. Ihre weite und tiefe Wirkung ist ein tröstliches Zeichen in liebärmiger Zeit.

Zu seinem 85. Geburtstag 1973 hatte Schnack sich und uns mehrere graziöse Gaben auf den Tisch gelegt, darunter seinen neuen Band mit dem verlockenden Titel „Die schönen Tage des Lebens“. Bei der ständigen Verdrießlichkeit und der unzufriedenen Nörgelei vieler heutiger Autoren möchte man meinen, es gebe sie gar nicht mehr: schöne Tage des Lebens. Schnack nimmt den Leser behutsam an die Hand und führt ihn freundlich-erzählerisch durch das Jahr der Natur und durch das Kalenderjahr, wobei er zugleich bei den weltlichen und kirchlichen Festtagen verweilt, kenntnisreich-lebensweise auch so an das Bleibende im Zeitlichen erinnert.

Das kostbarste Geschenk zu seinem 85. Geburtstag war Schnacks Auswahl seiner „Gedichte aus fünfzig Jahren“ unter dem bezeichnenden Titel „Traumvogelruf“. Wie schon 1968 bei dem Festabend zur Überreichung des „Bayerischen Poetentalers“ durch die Münchner „Turmschreiber“ an Schnack, sprach ich, diesmal im Rundfunk, wieder eine Laudatio auf ihn, und anschließend las er, unverändert wie eh und je mit seiner musikalisch-vollröhrenden, leicht melodios-fränkisch gefärbten Stimme, die bei aller Kraft der Dichtung ihr Geheimnis ließ. Einen lyrisch „Begnadeten“ hatte ihn schon Theodor Däubler genannt. Oskar Loerke empfand ihn als „einen der magisch Mächtigen in der heutigen Dichtung“. Er ist es geblieben. Nicht zufällig haben auch Max Mell und Hans Carossa ihn geliebt.

Am 5. März hat Friedrich Schnack gesund und heiter noch seinen 89. Geburtstag gefeiert. Er fuhr mit seiner Familie ein wenig ins Freie, was er immer sehr genoß. Am späten Nachmittag habe ich lange mit ihm telefoniert. Auf meine Frage, wie es ihm gehe, antwortete er mit Überzeugung: „Gut!“ Er habe einen frohen Tag gehabt, glücklich und zufrieden mit Frau Edmée, Sebastian, Enkeltochter und Enkelsohn, die inzwischen erwachsen sind, und er fügte hinzu „Ich kann auch noch immer meinen Wein trinken“, was er mit Maßen liebte. Auch mit der Arbeit an seinen poetischen Lebenserinnerungen sei er gut vorangekommen; der zierliche, behende Dichter war noch immer ebenso schöpferisch und fleißig wie zeitlebens und saß tagtäglich am Schreibtisch. Mehr als hundert Bücher sind von ihm erschienen. Eine besondere Freude sei es ihm, sagte er noch, daß er gerade an seinem Geburtstag eine Neuausgabe seines Buches „Der glückselige Gärtner“ vom Herder-Verlag erhalten habe. Wir verabredeten, daß ich ihn und Frau Edmée, zusammen mit meiner Frau, in der übernächsten Woche wieder einmal besuchen sollte.

Nichts konnte unerwarteter sein als der Anruf von Frau Edmée, daß er in der Nacht nach seinem Geburtstag gestorben sei, kampflos, an einer plötzlichen Lungenembolie, in sich zusammengesunken.

Auf dem Waldfriedhof in München haben wir ihn zur letzten Ruhestätte begleitet, „wo die Fichtenspitzen ranken“, wie er in seinem Gedicht „Liebe nach dem Tode“ geschrieben hat. Eine hohe Fichte steht neben seinem Grabe, eine Gruppe junger Birken dahinter. Friedrich Schnack hat sich immer den Schmetterlingen als den lichtesten Wesen unter allen Geschöpfen und den Sinnbildern der Unsterblichkeit nahe gefühlt. Als der helle Sarg sich in die Erde gesenkt hatte, nahte ein früher Schmetterling und schwebte über ihm. War es der Apollofalter, der in Schnacks vielleicht schönster Prosa-Dichtung, der Legende „Der Falter des Homer“ „seelenzart“ vor dem Munde des sterbenden Dichters flattert? Auch Verse von Friedrich Schnack hörte ich in mir, wie von ihm selbst gesprochen:

*Die so kühn an mir vorüberstreichen,
Selig reisend durch der Lüfte Hauch –
Meine Seele möchte ihnen gleichen:
Ach, sie schlägt mit bunten Flügeln auch!*

Schriftsteller Herbert Günther, Am Perlacher Forst 190, 8000 München 90